

Noch heute findet man da und dort Uruguay als südamerikanische Schweiz ausgeboten. Hier ist Zurückhaltung angebracht, denn die Sache stimmt weder als Bild noch als Metapher. Es handelt sich dabei eher um eine nicht ausführbare Fabel, denn die Wirklichkeit sieht anders aus.

Wer von Santiago de Chile kommt, ahmet zunächst auf. Der Verkehr ist noch nicht chaotisch, und es gibt einen guten und sauberen Linienverkehr mit Autobussen. Vergebens sucht man auch am Tage jene halbe Kompanie Soldaten, die in Santiago auf jeder halbwegs markanten Plaza zu finden war, wo man sie mehr oder weniger unlustig oder martialisch vor ihren Mannschaftswagen und Wasserwerfern herumtreten sah. Hier in Montevideo tritt die bunte Uniform der Traditionenregimenter aus den Freiheitskämpfen vor dem Präsidentenpalais in Erscheinung.

Noch etwas anderes läßt das staatliche Gefüge Uruguay demokratischer aussehen. Der Damentrick der christlichen Demokraten Chiles hat sich noch nicht durchgesetzt. Wenigstens sind mir so offensichtliche Rückfälle in die Patriarchat, wie sie für Chile kennzeichnend sind, wo die Ehefrauen zur Auslandsreise ihres Mannes eine schriftliche Genehmigung erteilen müssen, hier nicht vorgeschrieben worden.

In der südamerikanischen Schweiz hat es nicht an Anschlägen der Reaktion auf die fest beschworene Demokratie gefehlt. So ging dem versöhnlichen Liberalismus das Licht auf, daß man die fortschrittliche Öffentlichkeit nicht nur beruhigen, sondern auch zur Wachsamkeit auffordern muß. Die Anteilnahme am Geschick der politischen Emigranten aus Brasilien und Argentinien muß man bewundern.

Wie überall macht man sich auch hier wichtige Gedanken um die Entwicklung der Kultur und des Bildungswesens. Die progressiven Kreise haben in dieser Frage in ganz Südamerika eine ziemlich eindeutige Position bezogen. Die eigentliche Problematik bringen die Universitäten mit sich. Nicht nur von der Seite, daß die Regierungen zuweilen erschreckt auf die Massierung der jugendlichen fortschrittlichen Kräfte sehen und deshalb fast schon strategische Überlegungen anstellen müssen, ob es angebracht ist, die Universitätsstädte mit großen Wohnblöcken auszustatten, wo sich womöglich studentische Wachregimenter zusammenziehen könnten.

Nein, vor allem auch darum, weil der linksorientierte Intellektuelle, der die Geschichte seiner Heimat studiert und aus der Weltgeschichte seine Schlussfolgerungen gezogen hat, natürlich dahin drängt, die Ausbildung der Kader für die nationale Wirtschaft und Kultur weitgehend im eigenen Lande vor sich gehen zu lassen, nachdem sich erwiesen hat, daß die amerikanischen Ausbildungsstätten entweder einen erheblichen Teil der mit nationalen Mitteln ausgebildeten jungen Leute aus technischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen zurückbehalten oder aber völlig verblödete junge Kader zurückkehren lassen. Hier also wird die uneigennützigste Hilfe der sozialistischen Staaten geschätzt, die auch an Ort und Stelle die Qualifikation der jungen Wissenschaftler zu unterstützen hat.

Montevideos Atmosphäre ist noch nicht von einem hektischen Geschäftsbetrieb so überhitzt, daß jede geistige Regung binnen kurzem verdampft. So gab es hier wenigstens einige glückliche Augenblicke der Besinnung. Die Universität kämpft in diesem Klima um ihre Unabhängigkeit. Sie kann vorzügliche Wissenschaftler in der Medizin aufweisen, aber nicht nur dort sind vorzügliche Köpfe zu finden. Auch in meiner Disziplin, der romanischen Philologie, sind Kollegen zu finden, die einen Ruf auf dem ganzen Kontinent besitzen. So konnte ich ständig mit José Pedro Bona zusammensein, dessen Schüler auch in Chile sitzen und die mich schon dort mit Grüßen an ihn beauftragten. Und dazu die ausgewiesenen Meister wie Ambrosio Babanales, Roberto Vilches Acuña, Braulio Arenas, Gonzalo Rojas, Juan Uribe Echevarría und anderer, deren Namen waren gleichsam Gast beim Gespräch.

Überall wurde das Ringen um die Alma mater im besten Sinne deutlich. Die Universität sollte nicht nur ein Transitplatz, sondern eine echte geistige Heimat für den Studenten werden.

Ein Stück hinter der Copacabana

Von Montevideo führte die Reise zunächst nach Rio de Janeiro, der „Wunderbaren“. Oh, hier haben alle Städte fabelhafte Zuzamen. Brasília, die neue Hauptstadt, heißt „La Fabulosa“. Sao Paulo, die größte Stadt des Kontinents, ist die „Ciudad Superactiva“, und das eigentliche Brasilien findet man in Bahia, der „Unbeschreiblichen“. Die herrliche Bucht, an der Rio de Janeiro gelegen ist, und der Zuckerhut hatten ihre Schönheit schon beim Überfliegen offenbart. Aber so romantisch stellen sich die Dinge aus der Nähe keineswegs dar. Copacabana, der Märchenstrand, ist überall bekannt. Aber wie sieht es in den bunten Elendsvierteln, in den Favelas aus, die der tropische Regen von den Hängen samt den Bewohnern heruntergespült hatte. Ein Gleiches geschah übrigens auch in Caracas, wo der Regen blutige Spuren in der roten Erde zurückgelassen hatte. Aber wen kümmert das im offiziellen Milieu eigentlich ernstlich. Und wir haben heute Schilderungen dieses Milieus in der brasilianischen Literatur, die ans Herz greifen, zumal sie geschrieben wurden von Menschen, denen nur knappe Mittel des literarischen Ausdrucks zur Verfügung

Zwischen Rio San Pedro und Rio Magdalena

standen, aber mit einer Kraft geschrieben, daß sie alle Kenner haben aufhorchen lassen und bereits zum Bestandteil der Weltliteratur geworden sind.

Brasilien's Territorium nimmt fast 48 Prozent der Gesamtfläche des ganzen Kontinents ein. Von dem Portugiesen Cabral im Jahre 1500 mehr zufällig in Besitz genommen, hat dieses Land die portugiesische Sprache als Mitgift durch alle Kämpfe um seinen Besitz beibehalten. Die Brasilianer sind immer stolz darauf gewesen, daß es in ihrem Raum kein Rassenproblem für die Afrikaner gibt, die einen Teil der Geschichte dieses riesigen Landes seit der Entdeckung mit geformt haben. Aber wir wissen, daß die Wirklichkeit heute anders aussieht. Der Rassismus hat verschiedene Ausdrucksformen entwickelt, die dem aufmerksamen Betrachter nicht mehr entgehen.

Aber hier hat auch die Solidarität der unterdrückten Klassenbrüder neue Akzente gewonnen. Wie selbstverständlich teilen sich die Taxifahrer in eine kontrahierte Fahrt vom und nach den Flughäfen, und man kann sich darauf verlassen, daß der Kollege, der einem am Abend nur vorgestellt wurde, sich früh am Hotel einfindet, um das Geschäft fortzuführen. Inzwischen bereitet die brasilianische Luftfahrtgesellschaft VARIG, die uns erneut über den Kontinent bringen wird, nach Lima am Pazifik und dann nach Bogotá, die Diplome für Agatorüberquerung vor.

Leistungssport des Geistes bei 2600 m

Dieser Flug ist ein großes Erlebnis. Unten ziehen das mächtige Plateau von Mato Grosso und die Sumpfe des Paraguay dahin.

Der Kurs der Maschine schneidet zweimal je drei Ländergrenzen gleichzeitig an: Brasilien, Paraguay, Bolivien und dann Peru, Ecuador, Kolumbien.

Mächtig wirft sich wieder die Cordillera, zu Recht „die Königliche“ genannt, aus der Ebene auf. Hier wird nicht unter 6000 Meter geblieben, wo schon La Paz in 3600 Meter Höhe sich ausdehnt. Unendlich streckt sich in prächtiger Farbe der Titicaca-See zwischen den Bergriesen hin. Uralte Gebiete indianischer Hochkulturen werden überflogen, und dann hat uns der Pazifik für eine Weile wieder. Von Lima geht es dann nach Bogotá.

Sei gegrüßt, du herrliches Tal des Rio Magdalena! In 2600 m Höhe müssen wir denn landen und aussteigen. Der Empfang ist überwältigend herzlich, es fehlt nur die Combo, deren Annahms meine überraschende Ankunft denn doch verblüffert hatte. Aber sieben Wagen reihen sich hin, und mir wird langsam klar, was reich hier erwartet. Mir wird ein Programm mit über 10 Vorlesungen und Vorträgen vorgelegt, die Vielzahl der geplanten Verhandlungen steht auf einem anderen Blatt. Ich muß zugeben, Chile ist damit knapp geschlagen. Aber die Mithilfe ist hier wie dort unwahrscheinlich herzlich und erfindungsreich.

Welchen guten Ruf hat unsere Republik hier schon überall erworben und unter welchen Bedingungen! Ich habe keine Möglichkeit, mir einen Trainer und Leibarzt zu halten, die meinen Puls kontrollieren und sich fragen, ob die Zahl der roten Blutkörperchen schon das knappere Sauerstoffangebot kompensiert. Ich frage mich, wer an die Anpassungszeit der geistigen Leistungssportler gedacht hat, ich habe jedenfalls keine Zeit, meiner Materie große philosophische Betrachtungen zu widmen. Schließlich holt der „Wortburg“ hier oben auch alle Rallye-Bekörde bei 1000 cm, man muß ihn nur intelligent zu fahren wissen, mit etwas mehr Gas.

Kolumbien ist wohl eines der lateinamerikanischen Länder, in denen sich noch viel unverfälschtes Erbe der Kolonialzeit findet. Das macht auch seinen besonderen Charakter aus und die Vielzahl seiner Kirchen.

Mit Sicherheit tragen die Historiker heute vor, wer wann und wo dieses heutige Kolumbien zuerst gesichtet oder betreten hat. Andere wieder nennen die Namen der Gründer, andere die der Eroberer. Nicht immer stimmen die Ansichten überein, doch das tut nichts zur Sache, denn über den wichtigsten Aspekt der Eroberung des Landes gibt es keine gegensätzlichen Auffassungen mehr. Selbst die katholischen Historiker müssen zu-

geben, daß hier eine reine Jagd nach Gold die Ereignisse bestimmte.

Eine Sache aber, die immer wieder erstaunen läßt, ist, daß die Zeit der Unabhängigkeitsbewegung als Tradition noch frisch in den Köpfen der einfachen Menschen zu finden ist. Wenn im allgemeinen in Chile und besonders in Uruguay die Volkskunst entweder stark zurückgeht oder aber kommerzialisiert und industrialisiert wird, so findet man im Gegensatz dazu in Kolumbien noch eine echte Volkskunst, besonders in der Kleinplastik aus Terrakotta. Es sind da nicht nur Motive aus dem bäuerlichen Leben zu finden, denn die Bauern sind es, die sich zum Teil neben ihren armseligen Hütten einen Brennofen gesetzt haben, die das schaffen. Nein, hier findet man klein, ungeschickt, aber voller Leben und Witz Bolivar, den „Befreier“ und den General Santander, die großen Impulse und Handlungen der Befreiungsbewegung mit aus, sie haben einen Mythos erworben.

Kolumbien wurde erst 1886 zur einheitlichen Republik ausgerufen. Seither sind ununterbrochen Kämpfe zwischen den Liberalen und Konservativen zu verzeichnen, die zuweilen den Charakter von Bürgerkriegen angenommen haben.

Was die kulturelle Entwicklung angeht, so ist dazu viel zu sagen. Aber wir wollen nur einiges hier vorstellen. Kolumbien, zwischen 1564 und 1719 mit Venezuela und Ecuador vereinigt (Neu-Granada), war durch seine Lage ein Einfallstor für den spanischen Kulturinfluß. Hier wurde das erste Episkopat des Kontinents eingerichtet (1612), dazu in der neuen Kolonie das erste Franziskanerkloster. Mit Unterstützung der Kirche beginnt die Einrichtung von Encomiendas. Hier wurde die Arbeitskraft der Indios ausgenutzt und zugleich ihre religiöse Erziehung gesichert. Fortschreitend nimmt der Einfluß des Klerus zu, es wird im 17. Jahrhundert die erste katholische Universität im kolumbianischen Raum gegründet.

Wir bemerken, daß im 19. Jahrhundert durch den Liberalismus eine gewaltige Arbeit geleistet wurde, um den kirchlichen Einfluß zurückzudrängen. Dazu diente auch



Heltere und ernste Betrachtungen über eine Reise Von Prof. Dr. Kurt SCHNELLE - 2. Teil: Montevideo, Rio, Bogotá

die Gründung staatlicher Universitäten, die sich bis ins 20. Jahrhundert fortsetzt. Aber dabei nahm die Gründung privater Universitäten überhand. Andererseits hat die heute eindeutig in Führung gehende Universidad Nacional noch mit alten Strukturen zu kämpfen. In ihrer Planung bis 1969 ist mit einer Erhöhung der Studentenzahl auf 20 000 zugleich die Konzentration der Fakultäten beschlossen worden.

Innerhalb der liberalen Bemühungen um die Einrichtung freier Lehrstühle und der vertieften Beschäftigung mit nationalen Fragen, kam es 1923 zu einer wichtigen Universitätsgründung. Der liberale General Benjamin Herrera gründete die „Universidad Libre“, die lange Jahre, bis heute, in Kolumbien nicht nur reine Fachwissenschaftler, sondern auch politisch geformte Menschen ausbildet. An allen Universitäten nimmt die Planung der Erziehung und Ausbildung sprunghaft zu. Ich hatte Gelegenheit, ausgezeichnete Diskussionen von Fachwissenschaftlern zu diesen Fragen vorzunehmen. Dabei steht auch der Gedanke im Vordergrund, den Spezialisten aus einem klug aufgebauten Studium in Kolumbien selbst hervorgehen zu lassen.

Solche Überlegungen erfordern als Grundlage eine Überprüfung der gesamten Pädagogik, des Erziehungsvorgangs schlechthin und unter den gegebenen Bedingungen. Methodische und didaktische Probleme müssen neu durchdacht werden, Erfahrungen aus Schulpraxis und aus allen Bereichen des öffentlichen und sozialen Lebens ausgewertet werden. Mit großer Intensität verfolgt zum Beispiel die Universidad INCCA dieses riesige Programm.

In Kolumbien: UNO des Sprachstudiums

Kolumbien, von dem behauptet wird, daß hier das reinste Spanisch des ganzen Kontinents gesprochen wird, verfügt über den einmaligen Sonderfall eines philologischen Instituts von Welt Ruf, das nur der Fortbildung und Forschung dient. Es wird heute zu Recht als wirkliche UNO des Sprachstudiums betrachtet. 33 junge Wissenschaftler aus verschiedenen Ländern Amerikas, Asiens und Europas und etwa 60 Kolumbianer arbeiten und forschen hier und bilden sich unter Anleitung von qualifizierten Professoren, die ihrerseits wieder selbst aus der ganzen Welt hierher kommen, weiter. Es handelt sich hier um das Forschungsinstitut „Caro y Cuervo“, mit dem Seminar für Fortbildung „Andrés Bello“. Auf Beschluß des interamerikanischen Kulturrats auf Ministersebene wurde dieses Institut 1963 zum Centro Interamericano de Filología erhoben. Abgesehen von den Titeln, die dieses Institut trägt, handelt es sich hier um eine Institution mit eigener Bibliothek und Druckerlei, so daß die Verbreitung der wissenschaftlichen Forschungsergebnisse in Zeitschrift und Monographien sofort gesichert ist.

Ich hatte Gelegenheit, an dieser vorzüglichen Einrichtung Vorlesungen zu halten und Diskussionen zu führen, die vom hohen fachwissenschaftlichen Niveau ebenso Beweis ablegten wie von der abgeschlossenen geistigen Atmosphäre, die unter den Wissenschaftlern und Nachwuchswissenschaftlern herrscht.

Liegt schon die Universidad Nacional in einem schönen Gelände, so kann doch das Institut „Caro y Cuervo“ mit seinen Einrichtungen vor den Toren Bogotás, in Yerbabuena, die Palme für sich beanspruchen. Hier findet sich nicht nur ein zusätzliches kleines Museum mit typischen Bauten der Kolonialzeit, sondern dazu das Institutsgebäude mit Arbeitsräumen, Bibliothek, Druckerlei, kleiner Küche und Speiseraum. Ich muß gestehen, daß hier ein kleines Forschungsparadies vorhanden ist, vor allem, wenn man auch die Vegetation der hier beginnenden Savanne im Blick hat. Die kolumbianische Erde ist ja unwahrscheinlich fruchtbar, der Europäer kann sich ohne Anschauung keine Vorstellung davon machen.

Zumindest haben die Kollegen in Yerbabuena zugeben müssen, daß die Natur letztlich die Trockenheit mancher sprachwissenschaftlichen Beweisführung zu kompensieren vermag. Und dabei befinden wir uns hier in Höhen um 2500 Meter. Hat man erst eine halbbrecherische Fahrt über die Straßen der Ostküstler von Bogotá ins Tal des Magdalenaströms mitgemacht, so weiß man etwas mehr über die spannungs-

reichen Klimaverhältnisse, Vegetation, Straßenverhältnisse und die Mentalität der Taxi- und Autofahrer.

Des Goldmuseums ungehobene Schätze

Um die soziale Problematik dieses Landes kennenzulernen, braucht man sich unter Umständen nicht von Bogotá entfernen. Hier kann man genug von den amerikanischen finanzierten und den modernen Straßenebauten sehen. Fährt man ins Land, so werden die Dinge noch deutlicher.

Kolumbien hat Anstrengungen gemacht, etwas aus der vorkolumbianischen Zivilisationsperiode der Indianer zu sammeln und zu sichten. Man kann die mächtigsten Goldschätze der alten Inkakulturen im berühmten Goldmuseum von Bogotá bewundern, falls sie nicht in der Überzahl bereits geschäftstriebligen Händlern in die Hände gekommen waren, die sie zu Reparaturen ihrer vornehmlichen Patienten helfen konnten. Doch was sich erhalten hat, ist beeindruckend.

Freilich müssen wir feststellen, daß der wissenschaftlichen Aufarbeitung dieser eine Unmenge von Problemen bedarf. Da dieses Erbe aber noch einen Teil der kolumbianischen, wie übrigens auch anderer Weise der chilenischen national- und sozialen Problematik ausmacht, damit zu rechnen, daß der geschichtliche Blick sich weit und moderner Methoden der Forschung an Bedeutung gewinnen. Gute Ansätze sind schon zu finden. Arbeiten wie die von Jaime Jaramilla Uribe, Guillermo Hernández Rodríguez über die Kultur und soziale Strukturen der Chichas sind Marksteine der wissenschaftlichen Geschichtsbetrachtung. Diesem züglichen Wissenschaftler verdanke ich auch sehr wichtige Aufschlüsse über kolumbianische Probleme unserer Tage.

Das Indioproblem wird auch von der schönen Literatur reflektiert. Es entwickelt sich aus der Beschäftigung mit ihm eine literarische Strömung von großer Bedeutung. Der Indio ist nicht mehr ein Motiv, das Motiv schuf den Überbegriff einer ersten Betrachtung des sozialen und wiegenden sozialen Problems, das seit der Zeit der Entdeckung und Eroberung zur Diskussion steht und noch keine Lösung gefunden hat.

Noch leben in weiten Teilen des Kontinents Indianer. Aus der Zeit der Eroberung, meistenteils mit den Eroberern und ihren Söhnen und aus der Moderne und der Ausbeutung und geistigen Unterdrückung, irrationalen zu flüchten. Von außen wird es mit einem Schuldbewußtsein durch die Kirche beladen. Aber schon sind die Mauern angebrochen, wo nicht mehr ein verdorrtes religiöses Problem im Vordergrund der Betrachtung steht, sondern die Frage nach der sozialen Lage aller Kontinentaler überhaupt. Zu diesem Problem stellen alle fortschrittlichen Kräfte des Kontinents und auch Kolumbiens Überlegungen an.

An den Universitäten hat die ethnologische Jugend energisch die Purge des sozialen Fortschritts genommen. Und ich konnte in meinen vielen Gesprächen in Verhandlungen mit Universitätsregenten das Bestreben bemerken, in der nationalen Verantwortung zur Lösung der aktuellen Fragen beizutragen.

Es mag da unterschiedliche Ansätze über den einschlagenden Weg geben. Allein das kann kein Hindernis sein, um das notwendige Verständigen Gespräch herbeizuführen. Ich muß mich danken für die freundliche Aufnahme, die ich an der Universidad Nacional, am Institut Caro y Cuervo, an der Universidad INCCA und an der Universidad Libre fand. Ich würde kein Gespräch, das von hoher gegenseitiger Achtung begleitet wurde und in dem nicht der Wunsch vorliegt, das Gespräch zu vertiefen. In diesem Geiste verlief auch das Gespräch mit dem kolumbianischen Nationalproblematiker dem Dichter Jorge Zalamea, der sich beibräur zur Stimme des Fortschritts macht.

Adiós amigos, y muchas gracias (Redaktionell leicht gekürzt und in zwei Zwischenteilen versehen - Teil 1 UZ 33-34/66, Seite 9)